

Die wandernde Gesellschaft Aspekte der Migration im Deutschland des 19. Jahrhunderts

Jürgen Kocka

Die Welt der entstehenden Arbeiterklasse war nicht statisch, sondern extrem in Bewegung. Es gab erstens den Wechsel von einer Arbeit, einer Tätigkeit zur anderen im Lebenslauf; das war ein häufiges, geradezu typisches Merkmal für die große Mehrheit der Arbeiter und Arbeiterinnen im landwirtschaftlichen, gewerblichen und Dienstleistungsbereich – und über die Grenzen zwischen diesen Bereichen hinweg. Es gab zweitens – bei gleich oder ähnlich bleibender Tätigkeit – den oftmals sehr raschen Wechsel des Arbeitsplatzes, zum Beispiel die Fluktuation von Betrieb zu Betrieb in der entstehenden Fabrikindustrie. Es gab drittens Aufstiege und Abstiege, meist in sehr kleinen Schritten. Es gab viertens, oft mit den genannten Wechseln verbunden, unzählige Bewegungen im Raum, Wanderungen als Massenphänomen und Normalität: von der anschwellenden Auswanderung nach Übersee und seltenen Rückwanderungen von dort über die mannigfachen Ortswechsel auf der Suche nach Arbeit vom Land in die Stadt und im Übergang zwischen beiden bis hin zum innerstädtischen Umzug als Teil der Viertelbildung in den wachsenden Städten.

Die meisten Arbeiter und Arbeiterinnen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts dürften in der einen oder anderen Weise irgendwann in ihrem Leben gewandert sein, einen Ortswechsel betrieben oder erlebt haben – viele von ihnen mehrfach und immer wieder. Wandern in der einen oder anderen Form gehörte zu den Definitionsmerkmalen der Arbeiterexistenz im 19. Jahrhundert, sehr viel mehr als unter den sesshafteren Verhältnissen des späten 20. Jahrhunderts. Wenn heute schrittweise das arbeitsbedingte Wandern erneut an Verbreitung und Normalität gewinnt, dann steht ein Stück 19. Jahrhundert wieder auf – jetzt allerdings stark in transnationaler Erstreckung.

Die Zeit von den 1830er bis in die 1870er Jahre war eine ausgeprägte Übergangszeit. Denn einerseits waren die älteren Formen des Wanderns, wie sie das 17., 18. und beginnende 19. Jahrhundert gekennzeichnet hatten, zum Teil voll, zum Teil noch in Ausläufern präsent. Das gilt erstens für lebensphasenspezifische Formen der Mobilität wie das Wandern der Handwerksgesellen und des Gesindes auf der Suche nach Arbeit und Stellung, oft auch nach Qualifizierung und Verheiratung. Dies gilt zweitens für die nicht oder kaum lebensphasenspezifische, dafür oft saisonal wechselnde Arbeitswanderung der meist landwirtschaftlich, aber zunehmend auch gewerblich tätigen Wanderarbeiter verschiedener Art, die teils Hunderte von Kilometern wanderten, aber regelmäßig in ihr soziales Umfeld im Heimatort zurückkehrten. Als bekannteste Beispiele seien die „Hollandgängerei“ und die „Sachsendängerei“ genannt. Drittens gab es eine hochmobile Unterschicht, zu der Vertreter der häufig schlecht angesehenen fahrenden Gewerbe – Vaganten, Spielleute, Höker, ambulante Warenhändler, Scherenschleifer, Korbmacher, Schauspieler, auch Prostituierte – gehörten, aber auch Vagabunden, Bettler, Wanderarme, Gelegenheitsarbeiter und Arbeitslose, also ein meist familienloses nichtsesshaftes Subproletariat, in das zunehmend Eingang fand, was Historiker rückblickend als „Flugsand“ der Industrialisierung (Rudolf Braun) bezeichnet haben, obwohl das Phänomen älter ist als die Industrialisierung. Diese hochmobile Existenzform war im Prinzip nicht auf einzelne Lebensphasen begrenzt, wenngleich unter den Armen die Alten und unter den ab und zu Arbeitenden die noch nicht sesshaft gewordenen Jungen dominierten.

Mustert man die Hauptformen geographischer Mobilität in jenen Jahrzehnten der Industriellen Revolution, ist das Wandern der Handwerksgesellen nach Volu-

Migration und Sozialstruktur

In seinem soeben erschienenen Buch „Arbeiterleben und Arbeiterkultur“ hat Jürgen Kocka (unter Mitarbeit von Jürgen Schmidt) eine breit angelegte Analyse der Arbeiterschaft im Deutschland des 19. Jahrhunderts vorgelegt. Dabei stellt er unter anderem die Grundzüge der Binnenwanderung dar, die neben der Auswanderung eine der auffallenden Charakteristika der ausklingenden agrarisch geprägten und der entstehenden Industriegesellschaft war. Wir dokumentieren in stark gekürzter Form das Kapitel „Struktur aus Bewegung: Die Muster der Mobilität“ (S. 189ff).

men, gesellschaftlich-politischer Bedeutung und geschichtswissenschaftlicher Durchdringung an erster Stelle zu nennen.

In den 1840er Jahren kamen zum Beispiel nach Wien mit seinen damals rund 350.000 Einwohnern jährlich 140.000 bis 160.000 Gesellen, die meisten zogen angesichts fehlender Stellen rasch wieder weiter. Doch von vier Gesellen, die damals in Wien arbeiteten, waren drei zugewandert. Erst seit dem dritten Viertel des 19. Jahrhunderts bröckelte die Tradition ab, zunächst sehr langsam, gegen Ende des Jahrhunderts schneller. Darin zeigte sich nicht nur das Verblässen handwerklicher Traditionen und die Verwandlung des traditionellen Handwerksgehlen in den gelernten gewerblichen Arbeitnehmer. Die sich ändernde Arbeitsmarktsituation, das heißt die rasch wachsende Nachfrage nach handwerklich qualifizierten Kräften, tat das ihre und höhnte den Wanderbrauch aus.

Folgt man den Autobiografien von Arbeitern und Handwerkern, dann dienten diese zu Fuß, mit dem Postwagen, dem Schiff und der Eisenbahn unternommenen Wanderungen durch Deutschland und Teile Europas vor allem der Bildung, der Befriedigung von Neugier und Lernbedürfnissen – und zwar allgemein, mit Bezug auf Land und Leute, Sehenswürdigkeiten und Naturschönheiten, weniger mit Bezug auf die handwerkliche Arbeit selbst. Doch das Wandern brachte auch neue Arbeitserfahrungen. Für eine Stichprobe von Gesellen, die zwischen 1815 und 1860 in Chemnitz Halt machten, hat man aufgrund ihrer Wanderbücher berechnet, dass sie während ihrer zurückliegenden Wanderzeit im Durchschnitt zehn von zwölf Monaten in einem Arbeitsverhältnis verbrachten. Nur den sechsten Teil ihrer Zeit hatten sie also für die Reise, die Arbeitssuche, in der Arbeitslosigkeit oder im viel zitierten „Müßiggang“ verbracht. Die – gesuchte, gefundene oder verlorene – Arbeit mit ihren vielfältigen Erfahrungen war ein zentrales Moment in der Wanderzeit der Gesellen, auch wenn diese in ihren Briefen und Memoiren lieber über merkwürdige Sehenswürdigkeiten, Naturerlebnisse und Kulturtourismus berichteten.

Doch man muss es ganz nüchtern sehen: Zieht man die Wandergebote und die Zusammenhänge ihrer Entstehung in Betracht, dann bleibt wenig Zweifel, dass die massive Institutionalisierung des Wanderzwangs zumindest auch ein Konkurrenz regulierendes Instrument der Nahrungssicherung, eine Strategie der Entlastung und des Schutzes darstellte, durch die sich die Zünfte – und in ihnen die Meister – potentielle Konkurrenten auf längere Zeit vom Leibe hielten, ohne auf ihre Zuarbeit verzichten zu müssen und ohne sie zu einem sozial explosiven Protestpotenzial anwachsen zu lassen.

Vom Gesellenwandern als lebensphasenspezifischer Mobilitätsphase auf Zeit ist deutlich der Typus des Arbeitswanderns – oder der Wanderarbeit – zu unterscheiden, der (a) nicht zünftig-ständisch reguliert war, (b) nicht an eine spezifische Lebensphase gebunden war, sich (c) an vom Ausgangsort entfernten Erwerbsmöglichkeiten oft saisonaler Art orientierte und (d) die Verbindung zum Ausgangsort durch regelmäßige Rückkehr dorthin aufrecht erhielt. Arbeitswanderung bzw. Wanderarbeit mit solchen Merkmalen dürfte im zweiten Drittel und dritten Viertel des 19. Jahrhunderts ein ähnlich umfangreiches Massenphänomen gewesen sein wie das Gesellenwandern. Es nahm überdies eindeutig zu.

Am sichtbarsten und besten erforscht sind jene Wanderarbeiter, die nach einem bestimmten Muster wanderten, zum Teil über sehr weite Strecken. Da ist zum Beispiel die „Hollandgängerei“ aus Westfalen, Lippe und Niedersachsen zu nennen. Im Frühjahr trafen sich Trupps von Heuerlingen, Köttern und Landarbeitern – vornehmlich Männer – zur Wanderung auf den Landstraßen und später mit der Eisenbahn, um ein paar Wochen oder ein paar Monate lang in Holland, Friesland und angrenzenden Gebieten entweder beim Graswenden und Heuschneiden oder bei der Torfgewinnung im Moor zu helfen – meist von März oder Mai bis Juli. Das war härteste Arbeit zunehmend im Akkord und – vor allem im Moor – oft gesundheitsgefährdend. Man schlief im Heu und in der Scheune, brachte sich die Verpflegung oft selber mit, um mit möglichst viel Erspartem im Spätsommer nach Hause zu kommen, rechtzeitig, bevor dort die Ernte begann. Die jahrhundertealte Hollandgängerei erlebte ihr größtes Volumen im 18. Jahrhundert. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hörte sie auf, als Landarbeiter und



Jürgen Kocka ist Permanent Fellow am Internationalen Geisteswissenschaftlichen Kolleg „Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive“ der Humboldt-Universität zu Berlin. Er leitete von 2001 bis 2007 das WZB als Präsident. (Foto: David Ausserhofer)

juergen.kocka@wzb.eu

Heuerlinge eher für ein paar Monate oder auch regelmäßig pendelnd zu leichter erreichbaren und besser zahlenden neuen Industriebetrieben in der Region wanderten („Industrieheuerlinge“) und ihr Auskommen also in landwirtschaftlich-gewerblicher Mischexistenz suchten.

Die Wanderarbeiter wurden in ihren Zielorten meistens nicht heimisch. Oft blieben sie unter sich, als von den Einheimischen gemiedene Fremdkörper oder als auffallende Kurzzeitgäste, die den Ansässigen ungewohnte Lebensformen vorführten, so die als „Monarchen“ bezeichneten hochmobilen Erntearbeiter in Holstein und Schleswig, die das neuartige Maschinendreschen übernahmen und von darauf spezialisierten Lohnunternehmen bezahlt wurden: Sie machten in den 1870er und 80er Jahren durch karneavaleskes Treiben, Randalen und Streiks auf sich aufmerksam, bevor sie bald wieder verschwanden. Der Kontakt blieb meist oberflächlich und punktuell. Man nahm einander zur Kenntnis, erfuhr etwas über das Leben am anderen Ort, es entstanden, wenngleich lockere, Beziehungen überlokaler Art, besonders wenn sich ein Wanderungsmuster zur regelmäßigen Wiederkehr verfestigte. Überlokale soziale Räume entstanden damit, zwar wenig belastbar, aber immerhin, meist nur begrenzte Distanz überbrückend, weil aus Nahwanderung resultierend, manchmal aber auch über größere Entfernungen.

Was sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts änderte, stand in Verbindung mit der nun wirklich beginnenden Verstädterung; die Zuwanderer waren unter den Einwohnern der Städte in der Mehrheit. Selbst in einer mittelgroßen, nicht überschnell wachsenden Stadt wie Kiel waren Mitte der 1860er Jahre zwei von drei Einwohnern über 14 Jahre zugezogen; nur einer von dreien war in der Stadt geboren. Viele Städte glichen Gefäßen mit porösen Wänden, durch die der große Strom der Dauerwanderung hindurchfloss und nur wenig sich dauerhaft absetzende Bestandteile zurückließ. Es handelte sich zum größten Teil um junge, noch unverheiratete Männer und Frauen – meist mehr Männer als Frauen, etwa im Verhältnis von 2:1 – im Alter zwischen 20 und 30.

Ausgiebiges, turbulentes Wandern und hohe Mobilität gehörten zur proletarischen Existenz. Es wanderten Gelernte und Ungelernte, Personen mit städtischem und ländlichem, mit gewerblichem und landwirtschaftlichem Hintergrund. Es war angestregtes Wandern, voll von Entbehrungen, Misserfolgen und Rückschlägen, voll von Unbequemlichkeiten, Anpassungszwängen und Risiken, mehr der Not als der Hoffnung gehorchend, doch in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen von beidem geprägt. Denn *einerseits* waren es vor allem Abstoßungsfaktoren, die die Bewegung in Gang setzten: die Unfähigkeit der Heimat, die Menschen zu ernähren, die Krise herkömmlicher Arbeitsformen, die Überlastung des Haushalts, aus dem man kam, der sehr schmale Nahrungsspielraum, der bei jeder allgemeinen oder persönlichen Krise in offene Not umschlagen konnte und den Ortswechsel nahelegte, wenn nicht nach Übersee, dann in die nächste Stadt. Doch diese, und das war das *andere*, zog auch an, sie lockte mit neuen Arbeitsplätzen und besserem Verdienst, aber auch mit mehr Abwechslung, Freiheit und Bürgerrecht, mit Möglichkeiten und Perspektiven, die auf dem Lande fehlten und für junge Leute attraktiv waren.

Entscheidend war, ob dies auf die Lebensphase der Jugend und des jungen Erwachsenenalters beschränkt werden konnte und spätestens in der Mitte des vierten Lebensjahrzehnts in irgendeine Form von Sesshaftigkeit überging. Der statistische Befund zeigt an, dass dies in sehr vielen Fällen gelang, wobei es half, wenn auf familiäre, verwandtschaftliche und nachbarschaftliche Bindungen zurückgegriffen werden konnte. Allerdings schloss dies nicht aus, dass bei schlingernder Konjunktur, persönlicher Krise, wechselnden Umständen und in der Schwäche des Alters doch erneut auf den Ausweg des Wanderns zurückgegriffen werden musste. Wie die Armut als Gefahr war auch das Wandern als Notbehelf nie allzu weit von der proletarischen Existenz entfernt, auch wenn sie die Sesshaftigkeit erreichte.

Wandern, so „normal“ es im 19. Jahrhundert gewesen sein mag, konnte sehr eng mit Krise, Armut und Not zusammenhängen. Es gab eine nach oben nicht scharf abgegrenzte hochmobile Unterschicht, in der die Unregelmäßigkeit der Arbeit,

die Unsicherheit der Existenz und die soziale Isolation Hand in Hand gingen mit ausgeprägter Dauermobilität – als Überlebensstrategie und Versuch, die prekäre Existenz zu meistern, zugleich aber als Ausdruck subproletarischer Lebensweise wie als indirekter Beitrag zu ihrer Perpetuierung. Dazu gehörten Arbeitslose und Gelegenheitsarbeiter, Vertreter fahrender Gewerbe wie Messerschleifer, Kesselflicker, Schausteller, Musikanten und Höker, Bettler und Vagabunden, wohl auch Abenteurer, Prostituierte, Kleinkriminelle und Obdachlose: Männer und sehr viele Frauen, Junge und sehr viele Alte. Es bildete sich so etwas wie eine „Kultur der Armut“ heraus, was Michael Grüttner vor allem am Beispiel des Hamburger Gängeviertels in den 1860er Jahren – und erneut zu Beginn des 20. Jahrhunderts – beschrieben hat. 17 Prozent der dort gezählten „Beschäftigten“ waren ohne Ausbildung und Beruf. Disziplinlosigkeit, Müßiggang soweit möglich, Verachtung für bürgerliche Werte und Feindseligkeit gegenüber dem Bürgertum kennzeichneten dieses Milieu, in dem Familienlosigkeit vorherrschte, kleinere Gewalttätigkeiten verbreitet waren und entweder Bereitschaft zur spontanen Aufmüppigkeit oder aber Apathie und Resignation vorherrschten.

Wie groß dieses Subproletariat war, lässt sich nicht eindeutig sagen. Denn gerade in Jahren schlechter Konjunktur konnte es schnell Zulauf erhalten, aus der immer armutsgefährdeten Arbeiterschaft, aus Altersarmut, zerfallenden Familien und Kriminalität. Grenzziehungen blieben porös. Innerhalb Leipzigs in den 1840er Jahren und innerhalb Hamburgs in den 1860er Jahren gehörten jedenfalls zehn Prozent der städtischen Bevölkerung zu dieser schwer zu fassenden „Unterklasse“.

Literatur

Kocka, Jürgen (unter Mitarbeit von Jürgen Schmidt): Arbeiterleben und Arbeiterkultur. Die Entstehung einer sozialen Klasse. Bonn: J.H.W. Dietz Nachf. 2015, 509 S.